

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 13 (1919)
Heft: 8

Artikel: Die soziale Kluft : Vorbemerkung. 1., Die Unzufriedenheit ; 2., Die Entstehung der Spaltung ; 3., Warum sich Spaltungen nicht verhüten lassen ; 4., Warum die Uebelstände so schwer zu erkennen sind ; 5., Die Selbsthilfe der Benachteiligten ; 6., Sind Rev...

Autor: Hetz, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dafür die Kräfte bekommen. Daran zu arbeiten, daß sie sie bekomme, das ist nun die Arbeit.

Sie soll sie aber bekommen! Denn sonst wäre ihr die Aufgabe nicht gestellt. Freilich müssen wir des neuen Wesens noch harren. Es verzieht. Nachdem es schon vor unseren Augen aufgeleuchtet, scheint es wieder verschwunden. Aber es kommt gerade in diesem Kampf. Es wird uns gerade auch durch den Widerstand, den es findet und die Entstellung, die es erfährt, erst recht deutlich. Es ist uns verheißen. Diese Verheißung ist verankert in den tiefsten Ahnungen unseres Herzens. Sie ist kundgetan in der bisherigen Geschichte des Reiches Gottes. Sie ist Fleisch geworden in Jesus Christus. Ihr Bürge ist der Gott, der eine Welt zerstören und eine neue schaffen kann, aber auch die Größe unserer Not, nach dem Worte: „Wo die Not am größten ist, da ist Gott am nächsten.“

Wir harren und wissen, daß wir dies nur recht können in „heiligem Wandel und Furcht Gottes“. Wir müssen unser ganzes Sein immer mehr auf das Eine konzentrieren: Gottes Kommen zu verstehen und für ihn bereit sein. In solchen Zeiten gibt es nur die eine Rettung und nur die eine Aufgabe: frei zu werden für Gott. Nur der tiefste und gesammelteste Ernst der Seele ist in solchen Zeiten dem Verständnis des Willens Gottes gewachsen. Da muß alle Spielerei und Ländelei, alle Verzettlung, Schläfrigkeit und Halbheit aufhören. Da muß ganzes Tun und Wesen sein. Sonst reißt die Flut unsere Seele mit in das Chaos. Wie Viele nimmt sie mit und versenkt sie in Zweifel, Ratlosigkeit und Finsternis! „Wir aber harren nach seiner Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt.“

L. Magaz.

Die soziale Kluft.

Vorbemerkung.

Ueber die Ursachen, welche den Landesstreik hervorriefen und auch jetzt noch gewaltsamen Umsturz drohen, klaffen die Ansichten noch immer weit auseinander. Sind die Forderungen der einen Seite vernünftig oder unverschämt? Verteidigen die Andern eine gute Sache oder eine schlechte, wenn sie die alten Zustände erhalten wollen? — Solch allgemeine Fragen lassen sich nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten. Es ist aber auch gar nicht nötig, daß auf solche Fragen eine bestimmte Antwort gegeben werde, dagegen ist es dringend nötig zu untersuchen, was diese Gegensätze herbeiführte und wie sich ihre Verschärfung verhüten läßt. Sicher ist, daß sie in den

letzten zwei Menschenaltern stetig gewachsen sind. Außer dem, was zu allen Zeiten unvermeidlich die Menschen entzweit, muß also noch Anderes gewirkt haben, das dem Ende des letzten Jahrhunderts und dem Anfang des neuen eigentümlich war. Auf dieses Andere, Besondere, muß die Aufmerksamkeit gerichtet werden.

1. Die Unzufriedenheit.

Es scheint, daß in den letzten Jahrzehnten die Unzufriedenheit — nicht nur bei den Handarbeitern — ganz außergewöhnlich groß geworden ist; dafür lassen sich verschiedene Gründe erkennen.

1. Eine gewisse Unzufriedenheit liegt stets in der menschlichen Natur, weil wir die Wirklichkeit, welche nie ganz unsern Wünschen entspricht (sie ist dazu ja auch nicht verpflichtet) mit den Phantasiebildern besserer Zustände zu vergleichen pflegen. Solche Versenkung in die Betrachtung von Luftschlössern und Idealen kann allerdings be-
seligend wirken, wenn man sich über deren Unwirklichkeit nicht grämt. Besser daran ist jedoch, wer sich von seinen Idealen den Weg durch die Wirrnisse des Alltags weisen läßt; sie werden ihn gut führen und sein Leben verbessern. Wer dagegen sein Glück an die *Berwirklichung* seiner Fantasiebilder geknüpft glaubt, wen die Betrachtung des Abstandes zwischen Ideal und Leben nur zu Trauer und Wehmut, nicht zur Tat, führt, dem erwächst nur Unfriede aus der Doppelnatur des Menschen; denn so, wie der Schatten unvermeidlich vor einem herläuft, dem die Sonne auf den Rücken scheint, so wächst auch die begehrende Fantasie immer wieder über das Erreichte hinaus. Das ist im großen Ganzen unser aller gemeinsames Los und zu allen Zeiten so gewesen.

2. Seit etwa einem Jahrhundert werden die Kinder durch den Schulzwang immer mehr der Wirklichkeit entzogen und in eine Fantasiewelt geführt. Alle neuen Bestrebungen, durch Handarbeit Leben und Wirklichkeit in die Schule hineinzubringen, können den Umstand nicht ändern, daß der Unterricht nun einmal etwas Gemachtes und nicht die Wirklichkeit selbst ist. Das ist nicht ein Tadel, denn es kann gar nicht anders sein. Die Schule muß ihre Gaben geordneter bringen, als das wirkliche Erleben, wenn sie ihr Unterrichtsziel erreichen soll; sie darf sich nicht auf die vom Zufall beherrschte Wirklichkeit verlassen.

Da nun — wenigstens in städtischen Verhältnissen — die Schule vorwiegend oder ausschließlich das Weltbild des Kindes malt, so beruht dieses Weltbild nicht auf Erfahrung, sondern auf der systematisch und mit Autorität geleiteten Fantasie; es ist somit nicht eine durch Erfahrung gewonnene Vorstellung, sondern ein *Ideal*. — Nun kann aber selbst die sorgsamste Beschreibung keine zutreffende Vorstellung geben vom Meer, vom Nordlicht, vom Geschmack einer Frucht, vom Hochgebirge u. s. w. Darum ist auch das Weltbild, welches die Schule in den Kindern erzeugt, schon im Materiellen mehr oder weniger un-

zulänglich; im Sittlichen aber will es nicht einmal ein treues Abbild sein; denn hier will es weniger belehren über das, was ist, als erziehen zu dem, was sein soll. Das ist natürlich an und für sich schon recht; aber es hat die fatale Folge, daß dem jungen Menschen die Idealwelt weitaus vertrauter wird, als die wirkliche. Wenn er es dann mit dieser selbst zu tun bekommt, so findet er sie natürlich durchaus mangelhaft. Und das ist nun der Boden, auf welchem die Unzufriedenheit im neunzehnten Jahrhundert und bis heute so besonders üppig gedieh.

Besser machen ließe sich das in städtischen Verhältnissen wohl nur, wenn man die Schule einschränkte und die Kinder wieder mehr dem lebendigen Einfluß des Alltags aussetzte; denn alle „Betätigung“ und „Anschauung“ in der Schule ist ja doch nur künstlich nachgeahmt und wirkt darum nie als Notwendigkeit. Ganz anders ist die Sache auf dem Land, wo die Kinder in erster Linie Glieder der Haushaltung sind und von früh bis spät unter dem Einfluß der mannigfaltigsten täglichen Notwendigkeiten stehen; da formt sich das Weltbild nach den Einflüssen der Wirklichkeit in Haus und Hof, und später läßt man sich wohl gern von den hellen Sternbildern der Ideale die Richtung weisen, aber man greift nicht mit töricht verlangender Hand darnach. Wenn es gelänge, auch den Stadtkindern diesen gesunden Wirklichkeitsinn beizubringen, so würde viel unnütze, sentimentale Unzufriedenheit aus der Welt verschwinden.

3. Ein weiterer Grund für Unzufriedenheit liegt in der gleichzeitigen Entstehung eines Arbeiterproletariats in der Schweiz. Proletariat wird oft mit Armut verwechselt, was ein großer Fehler ist. Denn nicht Armut, nicht die Notwendigkeit einfachster Lebensführung und strenger Arbeit macht den Proletarier, sondern Erfolglosigkeit und Hoffnungslosigkeit, die trostlose Aussicht, nie aus dem Zustand der Bedürftigkeit herauszukommen. Man kann sehr arm sein und dennoch hoffnungsfreudig und darum glücklich; der Proletarier aber ist unglücklich wegen seiner Hoffnungslosigkeit, nicht weil ihm etwa die Tugend der Zufriedenheit fehlte. Ihm ist die Arbeit, welche so manchem Leben zum Segen wird, eine drückende Notwendigkeit; er arbeitet ja um den Lohn, nicht um das Werk, und da er nicht mit dem Herzen dabei ist, kann er auch nichts fürs Herz daraus gewinnen. Besonderer Aufwand von Fleiß und Sorgfalt kommt nicht ihm zu Gute, und so treibt ihn nichts zu jener besondern, freiwilligen Anspannung, aus welcher den Menschen die beste Freude des Lebens erwächst. Und außerhalb der Arbeitszeit etwas zur Verbesserung seiner Lage in geistiger oder materieller Hinsicht zu tun, fällt ihm schwer, teils durch äußere Verhältnisse, teils wegen innern Unvermögens. Ohne Hoffnung auf wesentliche Besserung kapituliert er vor den Verhältnissen. Und selbst in der Bildung und Erziehung seiner Kinder ist er überaus eingengt. So fehlt ihm jede Möglichkeit, sowohl in- wie außerhalb seines Berufes, über das Notwendige

hinaus etwas nach freier Wahl zu tun, und ohne freudige Tätigkeit ist keine Zufriedenheit möglich.

4. Diese innere Unbefriedigtheit des Gemütes bewirkt nun aber, daß der Proletarier die wirklichen Uebel seiner materiellen Lage für noch schlimmer hält, als sie in Wahrheit sind; sie macht ihn empfindlicher dafür.

5. Nicht nur Einzelne leben in diesem Elend, sondern große Massen. Jeder weiß, wie alle Stimmungen, Freude und Trauer, Zuversicht, Schreck oder Verzagttheit durch gegenseitigen Einfluß gesteigert werden, wo immer Menschen vereinigt sind. So werden auch in den Proletarier-Wohnstätten Hoffnungslosigkeit und Leid ins Trostlose gesteigert, und ähnlich wachsen Neid und Haß; es ist kein Grund, sich darüber zu wundern.

2. Die Entstehung der Spaltung.

Unsere staatlichen Verhältnisse sind durchaus beherrscht von den Bestrebungen für Freiheit und Gleichheit, deren Ausbreitung von der französischen Revolution her das neunzehnte Jahrhundert charakterisiert. Diese beiden Grundsätze waren einst nötig, um das frühere enge Klassen- und Privilegiensystem zu stürzen, und darum stehen sie noch heute in hohem Ansehen. Aber mit der Zeit haben die Freiheit des Grundbesitzes, der verbesserte Unterricht, die Entwicklung von Technik und Welthandel einzelnen Individuen so viele Machtmittel verliehen, daß sie, gerade dank der gesetzlich gewährten Freiheit, die Gesamtheit in hohem Maße schädigen konnten, wie es die Entstehung des bäuerlichen und industriellen Proletariates zeigt. Weil häufig das Prinzip der unbeschränkten Freiheit durch keinerlei Rücksicht auf die wirtschaftlich schwächeren Mitbürger gemäßigt wurde, entstanden — auf durchaus gesetzlicher Grundlage — Verhältnisse, welche kein Gewissen billigen kann. So macht es z. B. der Grundsatz des freien Bodenbesitzes unmöglich, die Entwicklung jener öden Großstadtviertel zu verhindern, bei deren Anblick jeder fühlt, daß in ihnen nie ein Heimatgefühl entstehen kann. So verhindert die rigorose Gewerbefreiheit die notwendigsten Reformen des Wirtschaft- und Gesellschaftslebens (wobei durchaus nicht an Abstinenz-Zwang zu denken wäre). Aber die nämliche Gewerbefreiheit erlaubt die Herstellung so schlechter Waren, daß die Arbeiter nur knapp bezahlt werden können und die Produkte doch ihren geringen Preis nicht wert sind; sie macht es möglich, daß nicht mehr, wie es natürlich wäre, die Warenerzeugung sich nach dem Bedarf richtet, sondern daß umgekehrt durch die Suggestion der Reklame Absatz für das einmal Erzeugte gesucht werden muß. Unter der Herrschaft dieser Freiheitsgrundsätze wurde durch die Maschinen die menschliche Arbeit ihres geistigen Gehaltes beraubt, und niemand dachte an den Arbeiter, dessen Leben dadurch seinen wichtigsten Inhalt verlor.

Die Grundlagen, auf welchen unsere heutigen Anschauungen über die bürgerlichen Rechte und Pflichten stehen, können es also nicht verhindern, daß aus diesen und ähnlichen Quellen materielle und geistige Not ins Volk hinausströmt und immer weitere Kreise trifft. Gerade durch die Freiheits- und Gleichheitsprinzipien ist der rührigere, gewandtere (aber trotzdem nicht immer bessere) Teil der Bevölkerung privilegiert gegenüber denen, welche ihre Freiheiten nicht so geschickt ausnützen können. Hier liegt die Wurzel unserer sozialen Spaltung, und alle Hilfsmaßnahmen schaffen den Gegensatz nicht aus der Welt, im Gegenteil, sie zeigen ihn erst recht; sie wehren ja nur die schlimmsten Symptome ab, aber wie bei den Köpfen der Hydra müssen immer wieder neue nachwachsen, weil die Ursache immer noch zeugend fortwirkt.

Es gibt einen Fluß, der fast jedes Jahr furchtbare Ueberschwemmungen verursachte; man schützte sich durch Dämme, welche ihren Dienst taten, ein, zwei Male, dann wurden sie doch überflutet oder durchbrochen. Jedes Jahr hatte man mit Erhöhung, Verstärkung, Erneuerung derselben zu tun und konnte des Uebels doch nicht Herr werden. Da wandte man sich von der Bekämpfung der Symptome zu derjenigen der Ursachen: Man bewaldete das Flußgebiet, und seither genügen die vorhandenen Dämme, werden nicht mehr überflutet, nicht mehr durchbrochen, kurz, es ist Ruhe eingetreten.

So müßte man auch im Staat nicht die einzelnen schlimmen Folgen der Klassenspaltung, sondern ihre Ursachen bekämpfen, indem man gewisse Freiheitsrechte so weit einschränkte, daß sie keinen sozialen Schaden mehr stiften könnten. Mögen die Ereignisse der letzten Zeit die Einsicht reifen lassen, daß unsere dringendste Aufgabe darin besteht, den Vorgang der Proletarisierung um jeden Preis zu unterbrechen. Ist einmal der Wille dazu wirklich vorhanden, dann klärt sich auch der Blick für die besten Wege; manche sind schon bekannt und bewährt, es fehlt nur noch der Entschluß, sie zu gehen.

3. Warum sich Spaltungen nicht verhüten lassen.

Die Verfassungen, Gesetze und Verordnungen aus den großen Zeiten der Geschichte bezwecken, abgesehen von einigen eigenmüßigen Ausnahmen, das Wohl Aller. Das Wohl Aller ist aber ein Ideal, zu welchem von der vielgestaltigen Wirklichkeit aus die Wege gesucht werden müssen; diese Wege sind so verschieden wie ihre Ausgangspunkte, die jeweiligen wirklichen Zustände. So wurden z. B. die unsichern Verhältnisse nach der Völkerwanderung verbessert durch die Entwicklung des Feudalwesens, die starre Enge des achtzehnten Jahrhunderts dagegen durch dessen Abschaffung. — Die Gesetze geben nun die Wege an, auf welchen von den je gegebenen Zuständen aus das Gemeinwohl erreicht oder erhalten werden soll. Sie sind dauernd, wogegen sich die Zustände, welchen sie angepaßt

wurden, langsam aber ununterbrochen verändern. Nach kürzerer oder längerer Frist hat das Gesetz die Grundlage, von der allein aus es Gutes wirken konnte, verloren. Wenn es trotzdem noch immer gilt, so ruft es jetzt, unter den veränderten Bedingungen, unvorhergesehene und nicht immer heilsame Wirkungen hervor. Wer nun von solchen übeln Folgen betroffen wird, sieht zunächst bloß den persönlichen Schaden, ohne dessen Ursache zu kennen. Solche Zustände sind (wenn nicht die Gesetze rechtzeitig geändert werden, und das ist nie der Fall) unvermeidlich, aber sie entsprechen formell durchaus dem Recht, obgleich der Geschädigte sie als Ungerechtigkeit empfindet. Gerecht sind sie nach dem Gesetz, ungerecht nach dem Gewissen, und die Urteile müssen umso weiter auseinanderklaffen, je stärker sich die Lebensverhältnisse seit dem Erlaß des Gesetzes verändert haben. Was einst Recht war, wirkt jetzt ungerecht. Wenn nun veraltete Gesetze einem Teil des Volkes mehr Vorteile bieten als dem andern, wenn jener eine Teil diese Gesetze mit den Waffen verteidigt, so läßt sich ein Korn von Wahrheit nicht verkennen in der Behauptung, zugleich mit den Gesetzen werde eben auch die Vorzugsstellung jener Gruppe gestützt. Da es in der Regel nicht möglich ist, den Gegensatz zwischen buchstäblichem und sittlichem Recht voranzusehen, ehe er sich entwickelt hat, so kann man ihn auch nicht verhüten.

Wenn nun zahlreiche Einzelheiten von Verfassung, Gesetz, Verordnung und Gebrauch auf Anschauungen beruhen, deren Grundlagen sich mit der Zeit verändert haben, wenn aber weder diese Anschauungen noch die davon abgeleiteten Vorschriften den neuen Verhältnissen angepaßt wurden, dann treten jene tiefen Spaltungen in der Bevölkerung auf, welche zu Revolutionen führen. Der eine Teil betrachtet dann seine schlimme Lage als Unrecht, obgleich sie nicht auf ungesetzlichem Wege entstanden ist; der andere Teil sieht seine bessere Stellung gesetzlich durchaus gerechtfertigt und ist überzeugt, mehr als seine Pflicht zu tun, wenn er seine weniger begünstigten Mitbürger irgendwie unterstützt.

Solche Unterstützungen können freilich die Spaltung nicht aufheben; im Gegenteil steigern sie die Empfindlichkeit dafür. Wenn die Gegensätze wirklich versöhnt werden sollen, so kann es keine Frage sein, ob das Ganze sich nach dem Gesetz, welches einen unbrauchbar gewordenen Weg zum Ziele weist, richten soll, oder nach dem Gewissen, welches dem Ziel selbst, dem Wohle Aller, zustrebt. Wenn es sich erweist, daß das Gesetz ungerechte Zustände bewirkt oder zuläßt, dann muß es abgeändert werden. Bei unbedeutenden Fragen pflegt das auch leicht zu gehen; wenn aber die notwendige Veränderung gut eingelebte Grundsätze und Gebräuche betrifft, oder wenn die Hilfe für eine Bevölkerungsgruppe eine andere merklich belastet, dann stellen sich

nicht nur der Beseitigung, sondern schon der Erkennung der Uebelstände starke psychologische Hemmungen entgegen.

4. Warum die Uebelstände so schwer zu erkennen sind.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß alle Urteile unseres Verstandes, auch wenn wir in guten Treuen unparteiisch und objektiv sein wollen, beeinflusst sind von geheimen, unbewußten Wünschen. Obschon die Vorgänge des klaren Denkens bei allen Menschen den gleichen Gesetzen der Logik folgen, kommen in Wirklichkeit verschiedene Ergebnisse heraus; denn fast immer wird die Klarheit des Denkens getrübt durch die unbeachtete Mitwirkung von Vorurteilen und Wünschen. Darum ist es kein Vorwurf, sondern einfach eine natürliche Tatsache, wenn festgestellt wird, daß die meisten menschlichen Urteile mehr oder weniger den persönlichen Wünschen der Urteilenden angepaßt sind. Wenn einer geübt ist im abstrakten Denken, so sind diese Ablenkungen von der Wahrheit geringer, als wenn seine Gedanken sich stets auf die Dinge und Verhältnisse der Wirklichkeit beziehen. (Nebenbei: daran muß man auch bei Schulfragen denken.) So ist es also begreiflich, daß auch die sozialen Uebelstände unseres Zeitalters zuerst hervorgehoben wurden von denen, die darunter litten, denn ihnen erschien deren Bedeutung durch ihr Leiden vergrößert. In zweiter Linie folgten die im Denken Geübteren: Lehrer und Akademiker, und unter diesen zunächst nicht die Techniker, Ärzte und Juristen, welche sich vorwiegend mit Erscheinungen der Wirklichkeit befassen, sondern die abstrakter denkenden Philosophen und Theologen; „weltfremd“ heißt nicht nur „unbeholfen“, wie es meistens gemeint ist, sondern auch „unberührt von äußeren Einflüssen, integer“. Am geringsten muß die Einsicht in die sozialen Notwendigkeiten unter denjenigen Bevölkerungsklassen sein, welche wenig an freies Denken gewöhnt sind und zugleich benachteiligt würden durch die geforderten Aenderungen; denn bei ihnen wirken unbewußte Wünsche stark mit und zwar hemmend. Die Entwicklung von Handel und Industrie seit 1850 ist stark beteiligt an der Entstehung der heutigen sozialen Not, nicht im Sinne einer Schuld, sondern als geschichtliche Ursache; darum sind gerade die Angehörigen dieser Berufsgruppen am wenigsten in der Lage, diese Uebelstände und die Mittel zu ihrer gründlichen Ausrottung zu sehen. So lange aber nicht die Mehrheit der Bevölkerung die Mißstände kennt und die Abwehrmittel billigt, ist in der Demokratie Besserung unmöglich.

5. Die Selbsthilfe der Benachteiligten.

Wenn nun auch die, welche selber unter den Uebelständen leiden, sie zuerst und am deutlichsten erkennen können, so ist damit nicht gesagt, daß sie ebenso die Mittel zur Verbesserung am leichtesten finden. Wir sehen im Gegenteil, wie in wirklich tragischer Weise

gerade die Abwehrmittel der Proletarier, trotz scheinbaren Erfolgen, ihr Leid vermehren mußten. Denn auch sie kämpften mehr gegen die Schäden als gegen ihre Ursachen und trieben gar oft den Teufel mit dem Belzebub aus.

1. Bei uns ging das Uebel aus der Armut der Fabrikarbeiter hervor, die zunächst noch einzeln ihren Herren gegenüberstanden, wie einst die Gesellen ihrem Meister. Mit der Zeit lernten sie (oder lehrte man sie) die große Macht kennen, welche sie bei festem Zusammenhalten ausüben können, und die Organisationen verbesserten nun zwar die materielle Lage der Arbeiter bedeutend, aber zugleich verminderten sie ihre geistige Selbständigkeit. Aus den Personen wurden sie zu bloßen Gliedern der Organisation oder der Klasse; persönliche Ziele und Ideale, persönliche Anstrengung und Leistung verloren ihren Sinn. Man erzielte einen Lohntarif — also hingen die Einnahmen von diesem ab und nicht von der Tüchtigkeit und Anstrengung des Einzelnen. Man verpönte Akkordarbeit und regelte die Arbeitszeit — und damit wurde auch dem Fleißigsten der Verdienst begrenzt. Vom Standpunkt der Gleichheit aus konnte man es für gerecht halten, daß der Langsame gleichen Lohn bezog, wie der Mührige, der Träge wie der Fleißige; aber damit verlor die Arbeit ihren Gemütswert: sie war nicht mehr fähig, Befriedigung zu gewähren. Mit dem gleichen Schritt wurde jedesmal die materielle Lage verbessert, die persönliche Freiheit aber eingeschränkt. Auf das Letztere achtete man in dem — hoffentlich bald überstandenen — Zeitalter des Materialismus wenig, freute sich dagegen der sichtbaren Erfolge. Aber wenn man auch nicht sah, wie die Bewegungsfreiheit des Einzelnen immer geringer wurde, so litt man doch so sehr darunter, daß heute das Haupt-Leiden und Kennzeichen des Proletariats jeder Gattung nicht mehr die Armut ist, sondern die Unbefriedigtheit des Gemüts. Denn unbefriedigt ist jeder, der nicht freudig für seine persönlichen Ziele und Ideale seine Kräfte und Gedanken stählt und braucht. Auch gemeinsame Ziele können dieses Glücksgefühl bieten, ja, mit noch mehr sittlicher Berechtigung, aber nur dem, welcher von ganzem Herzen dafür eintritt, nicht den Vielen, welche einfach mitmachen. Man kann Jahrzehnte lang taub sein gegen diese Ansprüche des Gemüts, fühlen muß man sie doch. Und bitter fühlt sie der Proletarier auch heute in der Schweiz, obgleich er sie meistens noch nicht erkennt.

2. Ein zweiter und durchaus unvermeidlicher Nachteil der Arbeiterbewegung kommt davon her, daß durch die Organisation der enge Zusammenschluß der Gleichgestellten, hier also der Gleich-Benachteiligten, gesteigert wird. Man weiß ja, wie alle Gefühle heftiger werden, wenn sie viele Menschen zugleich bewegen. Jeder wird durch die gleichgerichteten Gefühle der Andern in seinen eigenen bestärkt. Daher die Zuversicht, mit welcher oft die ärgsten Strapazen des

Krieges ertragen wurden, die grundlosen Paniken, das Ueber-
schäumen von Freude, von religiöser Begeisterung, sobald Gleich-
gesinnte zusammenkommen. — Die Vereinigungen der Unbefrie-
digten und Hoffnungslosen lassen daher alles Schlimme
übermäßig heftig empfinden.

Außerdem müssen, um den eigenen Tätigkeitstrieb aufrecht zu
erhalten und ihn bei Andern zu wecken, die gemeinsamen Nöte
immer von neuem erörtert werden; auch dadurch erscheint ihre
Bedeutung, die ja wirklich schon schlimm genug ist, noch über-
trieben, denn alles, womit sich unser Geist oft beschäftigt, wird in
unserm Bewußtsein überschätzt. Ist es etwas Trauriges, so werden
wir nicht nur durch die schlimmen Tatsachen niedergedrückt, sondern
erst recht durch die übertriebene Wichtigkeit, welche sie in unsern
Gedanken einnehmen. — Man kann sich nicht zur Bekämpfung eines
Uebels vereinigen, ohne viel darüber nachzudenken und zu sprechen;
dadurch aber gelangt es zur Vorherrschaft in unserer Gedankenwelt,
und wir überschätzen unbewußt seine Bedeutung.

3. Ein dritter Schaden ist die übertriebene Wichtigkeit, welche
man dem Klassenkampf beilegt. Als das Handwerk noch in Klein-
betrieben ausgeübt wurde, war der Meister Herr in seiner Werkstatt,
nicht nur weil sie ihm gehörte, sondern auch weil er an Können
seine Gesellen übertraf. In dem Maß, wie die Betriebe sich ver-
größerten und die Arbeitsteilung begann, hörte der Meister auf, der
beste Arbeiter zu sein, wurde Organisator, Leiter, Fabrikant, und,
während seine Macht zu wachsen schien, wurde er abhängig von seinen
„Gesellen“. Aber weder er noch die Arbeiter merkten zunächst diese
Veränderung, im Gegenteil, man glaubte dem äußern Eindruck,
nach welchem die „Herren“ immer mehr Einfluß zu gewinnen, die
Arbeiter zu verlieren schienen. Erst als sich diese einander näherten
und um bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen begannen, wurden
sie sich ihrer eigenen Gewalt und der Hilflosigkeit der Fabrikanten
bewußt; diese selbst begannen auch erst unter dem Einfluß dieser
Kämpfe einzusehen, daß sie längst nicht mehr, wie sie geglaubt hatten,
„Herren in ihrem Hause“ waren. Unabhängig und frei war nur
der Meister, welcher zur Not auch allein seinen Beruf aus-
üben konnte; der Besitzer eines Großbetriebes dagegen kann seine
Arbeiter nicht entbehren und ist von ihnen abhängig, trotzdem er so
hoch über ihnen zu stehen scheint. Im Betrieb muß auch der Wille
des Arbeiters in Betracht gezogen werden; beide Teile müssen
einander gegenseitig Rücksicht tragen.

Man aber erfahren wir jeden Tag, wie sehr wir Menschen jede
neue Erkenntnis zu überschätzen bereit sind und, von ihrem Glanze
geblendet, Altbewährtes unverdienter Verachtung preisgeben. Raum
hatten also die Arbeiter in erfolgreichen Lohnkämpfen u. s. w. ihre
Macht kennen gelernt, so hielten sie dieselbe auch schon für unbe-
grenzt und glaubten, sie allein seien maßgebend für das Schicksal

der Großbetriebe. Dieser Irrtum war nicht geringer als derjenige der Besitzer, welche sich noch immer für die Herren im Haus hielten, als sie schon stark von ihren Arbeitern abhängig geworden waren. Natürlich kann ein großes Unternehmen der geistigen Leitung und Organisation ebensowenig entbehren, wie der physischen Arbeit. — Wie in jener Fabel die einzelnen Körperteile darüber stritten, welcher von ihnen der Wichtigste sei, so bekämpfen sich heute die beiden Parteien, als wüßten sie gar nicht mehr, daß nur der gemeinsame gute Wille Aller zum Wohl des Ganzen führen kann. Nicht weniger als die einstige Blindheit der Unternehmer, ist heute die Uebertreibung der Arbeiter bis zum grundsätzlichen Klassenkampf ein Unglück geworden. Glückliche, d. h. gerechte Zustände gehen doch nie aus Kampf hervor, sondern aus Aufklärung und gutem Willen; gibt es Leute, die das noch nicht wissen? Wohl müssen überall Widerstände und Böswilligkeit im Kampfe überwunden werden; aber nie darf der Kampf oder die mit ihm verbundene Machtentfaltung zum Zwecke werden, wenn Gerechtes erreicht werden soll. Indem sich die Arbeiterbewegung bei uns nicht, wie z. B. in England, allein gegen die Uebelstände richtete, sondern gegen die besser gestellten Klassen, bewirkte sie, daß fast jeder Erfolg einen — zunächst noch nicht gesehenen — Schaden nach sich zog: Der Kampf entfachte mehr Haß als Begeisterung, er zielte mehr auf momentanen Einzelerfolg als auf dauernde Gesamtwohl ab und richtete sich nicht bloß gegen Schlechtes, sondern bedrohte auch Wertvolles.

Das alles ist nicht erhebend für den Kämpfer; Ideallosigkeit und Unzufriedenheit wachsen in ihm; nicht Begeisterung für das Gute beherrscht ihn, sondern Haß. Der Klassenkampf verdüstert sein Gemüt; ein Kampf für Wahrheit, für Ideale, die das Gewissen, nicht bloß die körperlichen Ansprüche befriedigten, würde es dagegen mit Frohsinn durchleuchten.

4. Eng verbunden mit dem Klassenkampf ist der Hauptmangel der Arbeiteraktionen: Sie gehen, wie die Bürgerlichen, nicht auf die Ursachen der Uebel, sondern auf die Einzelheiten. Ja, da die konservativeren Parteien nur unter dem Druck von links Änderungen zugestehen, so kann man zwar die erzielten Erfolge der sozialistischen Initiative zuschreiben, muß ihr aber auch die gemachten Fehler vorwerfen. Den Fragen ernsthafter, gründlicher Verbesserung des Zusammenlebens hat auch die Sozialdemokratie ziemlich wenig Teilnahme geschenkt; statt dessen beschäftigte sie die Gemüter mit einzelnen Uebelständen oder mit so weiten Zielen, daß man sie nur undeutlich flimmern sah und nicht klar erkennen konnte. Auch sie stand im Banne unserer materialistischen Zeit. Als Entschuldigung — wenn geschichtliche Tatsachen einer solchen bedürfen — mag immerhin gelten, daß für manche Schäden die Abhilfe wirklich dringend nötig war und daß

die Organisation verfestigt wurde durch kleine Erfolge und radikale, wenn auch undeutliche, Ziele.

Aber Tatsache ist, daß man sich dem eigentlichen Ziel nicht genähert hat: Trotz allen Teilerfolgen ist die Kluft zwischen dem Proletariat und den anderen „Klassen“ tiefer als je und wächst immer noch. Darum haben wohl viele nicht ohne Berechtigung das Vertrauen in die bisherige Methoden verloren; freilich täuschen sie sich von Neuem, wenn sie von der Revolution Besseres erhoffen. Gute und gründliche Hilfe läßt sich dagegen erwarten, wenn die Arbeiter, welche jetzt gut organisiert sind und die Konservativen (Bürgerlichen) von ihrer Bedeutung überzeugt haben, nicht mehr nur um Teilerfolge und Propaganda kämpfen, sondern geschlossen nach dem erreichbaren Ziele streben, die heute noch wirkenden Ursachen der Verelendung, eine nach der andern, zu vernichten. Sie werden überrascht sein, wie kräftig sie in diesem Kampfe die Vielen begleiten werden, welche unter genau den gleichen Uebeln leiden, nur in geringerem Maß. Nicht bekämpfen muß man die träge Mehrheit, so sehr sie auch oft dazu herausfordert, sondern überzeugen und mitreißen.

6. Sind Revolutionen unvermeidlich?

Da nur wenige Menschen im abstrakten Denken geübt sind, wird im Großen und Ganzen ein richtiges Urteil erleichtert, falls es (unbewußten) persönlichen Wünschen entspricht, erschwert dagegen, falls es ihnen entgegensteht. Die störenden Wünsche verlieren aber ihren Einfluß auf das Denken, wenn sie durch äußere Vorgänge unerfüllbar oder durch neue Wünsche verdrängt werden. So lernt der am Bestehenden festhaltende Teil eines Volkes das Richtige und Gute in Neuerungen, die er bisher bekämpfte, erkennen, sobald das Festhalten am Alten unmöglich oder nachteilig geworden ist, z. B. durch eine Revolution oder die Drohung einer solchen. Lange vor der großen französischen Revolution waren die Grundsätze der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit in vielen Schriften verfochten worden, aber mit geringem Erfolg, solange die Erhaltung des alten Zustandes den Maßgebenden vorteilhaft schien; sobald sie aber unmöglich war, stand den neuen Ideen kein psychologisches Hindernis mehr im Wege, und nach kurzer Zeit waren sie allgemein anerkannt. — Bei uns hat schon die Drohung von Umwälzungen manche Einsichten reifen lassen, deren Entwicklung sich sonst in viel langsamem Tempo vollzog.

Wo also eine Anschauung psychologisch gehemmt ist, weil sie persönliche Opfer verlangen würde, da bricht sie sich Bahn, sowie diese Opfer unvermeidlich geworden sind. Wer viel hofft oder besitzt, dessen Urteil ist durch Furcht beengt; der Verlust macht es frei. — Wenn solche schnellen Sinnesänderungen nur einzelne Personen trafen, so würde man sie als Schwäche, als ein Hängen des Män-

telchens nach dem Winde verurteilen. Da sie aber ganze Volksklassen, ja selbst große Völker und Kulturkreise ergreifen, da sie beibehalten werden, nachdem sie längst aufgehört haben, äußern Vorteil zu bringen, so muß es sich um tatsächliche Aenderungen der Ueberzeugung handeln. So erscheinen im Lauf der Geschichte die Revolutionen als Lehrmeister derjenigen, welche durch günstige Stellung verhindert sind, über ihr Verhältnis zu andern richtig zu urteilen.

Traurig zwar, aber fast unvermeidlich erscheint es, daß die sich immer erneuernden Gegensätze zwischen Ueberlieferung und Entwicklung von Zeit zu Zeit durch gewaltige Erschütterungen ausgeglichen werden müssen; denn der Verstand, geblendet von persönlichen Rücksichten, ist in der Regel wirklich nicht im Stande, die wachsende Spannung rechtzeitig zu sehen; einzig, wenn er, vor diesem Blendwerk des Eigennuzes geschützt, die klaffenden Gegensätze deutlich zeigen könnte, wäre ein friedlicher Ausgleich derselben möglich. Drei Helfer unterstützen ihn bei dieser schweren Aufgabe. Der erste ist Übung im abstrakten Denken, so daß Furcht und Hoffnung seine Urteile nicht mehr beeinträchtigen können. Die beiden andern, Gewissen und Nächstenliebe, sind im Zeitalter des Materialismus nicht in hohem Ansehen gestanden; aber zahlreiche Erscheinungen deuten darauf hin, daß ihre Bedeutung wieder angefangen hat, zu wachsen. Mögen sie erstarken und uns jener wirklichen Gerechtigkeit näher bringen, deren Fehlen uns noch so tief entzweit!

G. Seb.

An die schweizerischen Sozialdemokraten.

Genossen!

Unser Parteitag hat am 17. August den Beschluß gefaßt, sich der dritten Internationale, die im vergangenen Frühling in Moskau gegründet worden ist, anzuschließen. Wenn auch diesem Beschluß von den Verteidigern vor und nach der Abstimmung sehr schillernde Deutungen gegeben worden sind, so kann es sich doch unseres Erachtens um nichts Anderes handeln, als daß wir uns damit zum Bolschewismus bekennen und uns mit ihm solidarisch erklären. Denn wir können diesen Beschluß nicht einfach als eine Sympathiedemonstration für die russischen Bolschewisten oder einen gegenüber dem Bürgertum aufgehobenen Drohsinger gelten lassen. Wir wenden uns vielmehr bei dieser Gelegenheit mit aller Entschiedenheit gerade dagegen, daß unsere Partei Beschlüsse fasse und Erklärungen abgebe, von denen von vornherein feststeht, daß sie keine ernsthaften Konsequenzen haben sollen. Wir begeben uns durch